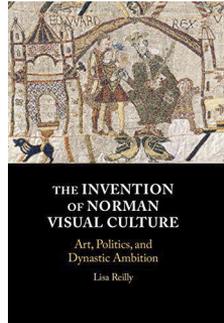


# LISA REILLY, *THE INVENTION OF NORMAN VISUAL CULTURE. ART, POLITICS, AND DYNASTIC AMBITION*

Cambridge, UK: Cambridge University Press 2020, 214 Seiten mit 13 Farb- und 47 s/w-Abb., ISBN 978-1-108-48816-7 (Hardback) / ISBN 978-1-108-76906-8 ([online](#)).



Reviewed by  
Thomas Dittelbach

Vor 30 Jahren sorgte eine Ausstellung über die Normannen mit dem Untertitel „Popolo d’Europa“<sup>1</sup> für eine kritische und kontroverse Auseinandersetzung. Das Konzept, 200 Jahre Geschichte, Architektur und Kunst der Normandie, Englands, Unteritaliens und Siziliens in einer Gesamtschau über ein „Volk“ zusammenzuschließen, war 1994 noch ein gewagtes Vorhaben. Das Kuratorium musste sich den Vorwurf gefallen lassen, die Auswahl der gezeigten Objekte zu breit angelegt, den geografischen und chronologischen Rahmen der Ausstellung zu weit gespannt zu haben. Auch der politische Anspruch des international besetzten *advisory board* erschöpfte sich in der gegenseitigen Bezeugung gemeinsamer europäischer Werte. Für einen mehrdimensionalen methodischen Ansatz, der aus unterschiedlichen Perspektiven heraus argumentiert, war die Zeit noch nicht reif. Transdisziplinäre Begriffe wie *cultural hybridity*, *alterity* oder *appropriation* hatten in die kunsthistorische Terminologie und Methodologie noch keinen Eingang gefunden.

Es wurde also höchste Zeit, dass jetzt, eine Generation später, ein Buch erscheint, das auf 214 Seiten versucht, das holisti-

1

*I Normanni. Popolo d’Europa 1030–1200* (Ausst.-Kat., Rom, Palazzo Venezia), hg. von Mario D’Onofrio, Venedig 1994.

21: INQUIRIES INTO ART, HISTORY, AND THE VISUAL  
#3-2022, S. 729–736

<https://doi.org/10.11588/xxi.2022.1.86437>

sche Konzept wiederaufzugreifen und transdisziplinär eine *cultural history* der Normannen Europas zu entwickeln, die nicht aus einer eurozentristischen Perspektive heraus argumentiert. Lisa Reillys methodischer Ansatz erscheint als programmatischer Titel auf dem vierfarbigen Schutzumschlag ihres Werks: „The Invention of Norman Visual Culture“. Auch der Untertitel „Art, Politics, and Dynastic Ambition“ läßt eine tiefgründig angelegte, neue kulturwissenschaftliche Theorie erwarten. *Invention, invenzione, inventio* sind Schlüsselbegriffe der Ästhetik. Die Ursprünge dieser Begriffe liegen in der antiken Rhetorik. Sie fanden mit Vitruv Eingang in die Architekturtheorie. Die Autorin aber, die selbst Architekturhistorikerin ist, ergreift nicht die Gelegenheit, die Leserin und den Leser mit Hilfe kunsthistorischer Grundbegriffe an ihre eigenen Thesen heranzuführen, sondern bedient sich stattdessen in Eric Hobsbawms 1983 erschienenen Sammelband „The Invention of Tradition“.<sup>2</sup> Hobsbawms markanter sozialkritischer Ansatz des „inventing traditions“ geht bei Reilly unweigerlich verloren. Reillys Methode, die kritiklose und – so scheint es – auch unkritische Aneignung von Begriffen aus grundsätzlich anderen Kontexten, die sie anschließend als Neologismen in ihre Theorie einfügt, fällt hier zum ersten Mal auf: „By combining local traditions and transnationally understood vocabularies, they invented a Norman tradition of rule supported by their texts, ceremonies, and visual culture“ (S. 15). Die Idee der Erfindung von Traditionen bei den Normannen wird von Reilly nicht an der vielschichtigen, fließenden Verwerfung sozio-ökonomischer Systeme, nicht an den gesellschaftlichen Umwälzungen durch die gleichzeitige Erfindung des Feudalismus und nicht durch die ökologischen Folgen des Klimawandels des 11. und 12. Jahrhunderts in Nord- und Südeuropa festgemacht, sondern an oberflächlichen Phänomenen kultureller Aneignung: „The Normans used art and architecture, similar to their use of rituals and literature, to demonstrate their links with their territories’ past“ (S. 16). Der „sense of deliberateness and awareness of the use of history“ (S. 16), „the consciousness of themselves as rulers who unified diverse peoples“ (S. 119) ist nach Reilly der Impetus, auf dessen Fundament die Normannen „their myth“ erschufen, das Narrativ, das die Normannen von der Normandie bis Sizilien als rechtmäßige Herrscher legitimierte. Die Passage liest sich eher wie die Zusammenfassung eines historistischen Manifests des 19. Jahrhunderts als eine wissenschaftlich fundierte These zum Verständnis mittelalterlicher Kunst und Kultur. Und es stellt sich mit Recht die Frage, ob „awareness of the use of history“ nicht die Voraussetzung jeden kulturellen Schaffensprozesses ist, einerlei ob das alte Narrativ dafür gebeugt, imitiert oder diskreditiert wird.

Die Normannen verwendeten Reilly zufolge Traditionen aller Art, von der panegyrischen Geschichtsschreibung über Zitate einzelner Bauformen und Ornamente bis zur Verwendung von „real

2

Eric Hobsbawm und Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

*spolia* and what can be called notional *spolia*“ (S. 114), um ihre Eroberungen fremden Territoriums zu rechtfertigen und sich ihren neuen Untertanen als rechtmäßige Herrscher von Gottes Gnaden zu empfehlen. „In the case of both actual and notional *spolia* (or *spolia in re*), there is also an act of appropriation that is not physical or associational. The act of assuming meaning or association with the past, for example, can be undertaken by either the maker or the receiver“ (S. 115). Spätestens an dieser Stelle führt die gekünstelte Begrifflichkeit Reillys in eine Aporie (actual *spolia* = *spolia in se*, notional *spolia* = *spolia in re*). Wir fragen uns, was denn „notional *spolia*“ sein sollen: Assoziationen, Imitationen oder gar Fiktionen? Und wie müssen wir uns „virtual *spolia*“ (S. 115) vorstellen, die Reilly in der Kathedrale von Durham entdeckt? Abgesehen davon, dass die Nachahmung einzelner Ornamentformen – wie die von Reilly apostrophierten Zacken- und Rautenmotive auf den gemauerten Pfeilern in Durham<sup>3</sup> – weder etwas mit „actual *spolia*“ noch mit „notional *spolia*“ zu tun haben, weil sie *per definitionem* keine Spolien sind, erweckt die Autorin den Eindruck, als wäre die Wahl der Mittel („visual vocabulary“, S. 34) beliebig gewesen. In der Hofkapelle der Normannen in Palermo stellt Reilly fest, dass im Mittelschiff römische Säulen und Kapitelle als Spolien verbaut seien (S. 138). Damit versucht sie, ihre eigene These der „Invention“, der Erfindung von Traditionen durch Aneignung, zu untermauern. Eine kritische Anschauung hätte genügt, nicht nur um die Spolienfrage in der Cappella Palatina zu relativieren, sondern auch um die falschen Schlüsse zu vermeiden, die durch die Unkenntnis der historischen Parameter entstanden sind. Es ist bedauerlich, dass die Autorin die Sekundärliteratur nicht im Zusammenhang zu kennen scheint. Das ist mindestens für das ganze Sizilienkapitel zu konstatieren. Dieses Manko führt zu den zahlreichen Fehlschlüssen in ihrer Argumentation. Die Autorin zitiert im Kapitel über die Cappella Palatina, das immerhin 26 Seiten umfasst, eine einzige Primärquelle (S. 144). Sie zitiert diese Quelle, eine griechische Homilie, aber nicht im Original, sondern übernimmt die Passage aus der englischsprachigen Sekundärliteratur. Nicht nur im Detail, auch in der kritischen Gesamtschau bleibt die Argumentation Reillys an der Oberfläche und lässt die Frage nach den höfischen und klerikalen Auftraggebern, nach den Konzepturen und Handwerkern in den jeweiligen lokalen Werkstätten offen.

Eine zeitgenössische Quelle, derer sich Reilly als Leitfaden für das Verständnis früher normannischer Herrschaftsbildung bedient, ist die von Hugo von St. Quentin zwischen 995 und 1015 geschriebene „*Historia Normannorum*“, nach Reilly der erste im Westen entstandene mittelalterliche Fürstenspiegel (S. 41). An zentraler Stelle berichtet Hugo von einer Vision des ersten Normannenfürsten Rollo. Der Text ist eine Parabel über Vielfalt und Einheit, in der sich der Normanne als Anführer einer bunten Vogelschar erkennt:

3

Die Abbildungen 23 und 24 geben lediglich einzelne ornamentierte Schaftstücke der Pfeiler wieder.

„The birds of different sorts will obey you, men of different kingdoms will kneel down to serve you“ (S. 2). Abgesehen davon, dass an dieser Stelle eine Quellenangabe des lateinischen Originaltexts wünschenswert gewesen wäre, taugt das Panegyrikon auf den Auftraggeber der Chronik, Graf Richard I., nur wenig als Nachweis für ein Wissensgut, das auf nicht näher definierten Wegen nach Sizilien gelangt und 1130 König Roger II. zum Bau und zur Ausstattung seiner Hofkapelle veranlasst haben soll (S. 190). Auch Hugos Vergleich des Normannenfürsten Rollo mit Aeneas, der eine Nation „ex diversibus gentibus“ gegründet habe, ist ein Topos mittelalterlicher Rhetorik. Derselbe Topos taucht zum Beispiel um 1195 auf dem Vorsatzblatt der normannisch-staufischen Bilderchronik des Petrus de Ebulo auf, wo Vergil den Eingangsvers seiner *Aeneis* deklamiert.<sup>4</sup>

Reilly gliedert ihr Buch in fünf Abschnitte. Kapitel zwei bis vier sind, chronologisch und geografisch angeordnet, dem Aufstieg der Normannen gewidmet; angefangen mit Rollo, der im frühen 10. Jahrhundert von Karl III. mit der Grafschaft Rouen belehnt worden war – bis zur Gründung des Königreichs Sizilien unter Roger II. („Norman Sicily: The Invention of a Kingdom“). Dessen Onkel Robert Guiscard war Mitte des 11. Jahrhunderts ebenfalls mit Land belehnt worden, nämlich mit dem kalbitischen Emirat Sizilien. Nur war der Lehnsherr kein König, sondern der Papst. Reillys Argumentation nimmt Fahrt auf und wird überzeugender durch die Beschreibungen der Bauwerke und Artefakte, mittels derer sie ihre These von einem tradierten „visual vocabulary of legitimacy and power“ zu hinterfüttern sucht.<sup>5</sup> Das Instrumentarium, das alle Normannen wie Gene in ihrem Blut zu haben schienen, bestand nach Reilly aus „continuity and newness“, „familiarity but difference“, „Christianity and diversity“ (S. 34). Belege dafür seien die neuen monastischen Gründungen zur Sicherung der Hausmacht wie die Abtei von Bernay (1010), Notre-Dame in Jumièges (1040) und die beiden Stiftungen Wilhelms des Eroberers: die Schwesterabteien St.-Étienne und La Trinité in Caen (1060). Es wäre interessant gewesen, mehr darüber zu erfahren, warum Wilhelm und seine Frau Matilda die Stadt Caen dem altherwürdigen Rouen als dynastische Grablege vorzogen (S. 52–53). Zudem wäre der Aspekt der Grablege in den beiden Abteikirchen in Caen ein Parameter für Reillys Kontinuitätsthese eines normannischen „sacral kingship“ (S. 59) gewesen – und zugleich ein hervorragendes Vergleichsbeispiel für den Dom von Monreale (1173), die letzte normannische Stiftung einer dynastischen Frauen- und Männergrablege in Sizilien.

Den Weg der „Normannitas“ (S. 34) von Nordfrankreich nach England unterlegt Reilly im dritten Kapitel („Anglo-Norman Eng-

4

*Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis. Codex 120 II der Burgerbibliothek Bern. Eine Bilderchronik der Stauferzeit*, hg. von Theo Kölzer und Marlis Stähli, Sigma-  
ringen 1994, 34–35.

5

Die Literaturlage, auf die sich Reilly in den Beschreibungen ihrer Fallbeispiele in Kapitel 2–4 stützt, ist sehr dünn. Lateinische Quellenzitate fehlen gänzlich.

land: From Duke to King“) mit zwei kategorial unterschiedlichen Fallbeispielen, dem gestickten Teppich von Bayeux und der Kathedrale in Durham. Sehr eindrücklich schildert die Autorin die lange Reihe der Kirchen- und Klostergründungen im Anschluss an die Krönung Wilhelms des Eroberers in Westminster Abbey am 25. Dezember 1066. Angefangen mit Lincoln (1072) und St. Albans (1077) bis hin zu London (1087) und Durham (1093) wurde beinahe jede größere angelsächsische Abteikirche oder Kathedrale ersetzt und *ex fundamentis* neu gebaut. Damit erfüllte sich – nach Reilly – die Prophetie Dudos von St. Quentin von einem gottgesandten Herrscher über ein Reich verschiedener Völker, zu denen in England auch Skandinavier gehörten. Tatsächlich gelang es Wilhelm, seine Stellung gegenüber dem Papsttum in Rom neu zu definieren. Wilhelm hatte noch minderjährig als illegitimer Erbe die Herzogswürde über die Normandie erlangt. Probleme Wilhelms mit dem Papst wegen des Vorwurfs der unrechtmäßigen Ehe mit Matilda wurden durch öffentliche Propaganda kaschiert. Ein Narrativ wurde zur Insignie des Eroberers: Wilhelm sei in der entscheidenden Schlacht unter dem päpstlichen Banner in die Schlacht geritten (S. 64, 77). Auch an dieser Stelle wäre die Angabe der verwendeten Originalquelle (die *Gesta Guillelmi* des Wilhelm von Poitiers?) ebenso wichtig gewesen wie ein vergleichender Blick in die normannische Geschichtsschreibung Siziliens. So erscheint Reillys These von der systematisch tradierten Idee einer nord-süd-gesteuerten normannischen Eroberungspolitik ein weiteres Mal zu wenig fundiert. In der siculo-normannischen Chronik über die Eroberungszüge in Unteritalien und Sizilien von Gaufrredo Malaterra finden wir an mehreren Stellen das Leitmotiv des päpstlichen Banners. In der entscheidenden Schlacht der Normannen über das zahlenmäßig überlegene muslimische Heer bei Cerami im Jahr 1063 ritt Graf Roger I. – „für alle sichtbar“ – mit einem „von Gott verliehenen“ Kreuzbanner in die Schlacht.<sup>6</sup> Gaufrredo berichtet weiter, dass Roger I. nach der siegreichen Schlacht Beutegut an Papst Alexander II. nach Rom senden ließ. Alexander schickte postwendend seinen apostolischen Segen, die Absolution aller Sünden und ein Banner mit den gekreuzten Insignien Petri nach Sizilien.<sup>7</sup> Es ist bemerkenswert, dass Gaufrredo in dieser Passage mehrmals wiederholt, dass die Normannen die Vasallen Gottes seien. Die inhaltliche und zeitliche Parallelität der anglo-normannischen und der siculo-normannischen Quelle lässt auf ein einheitliches Konzept schließen. Gaufrredo Malaterra war nämlich Mönch in der berühmten Benediktinerabtei von Saint-Évroult in der Normandie, bevor er sich gegen Mitte des 11. Jahrhunderts mit anderen Landsleuten nach Apulien und Kalabrien aufmachte.

<sup>6</sup>  
Gaufrredo Malaterra, *De rebus gestis Rogerii Calabriae et Siciliae Comitis et Roberti Guiscardi ducis fratris eius*, hg. von Vito Lo Curto, Cassino 2002, 144.

<sup>7</sup>  
Ebd., 146, 148.

Der quellenkritische Vergleich der Anredeformeln auf normannischen Siegeln, Münzen und Urkunden wäre ein zusätzliches Argument für die postulierte „Normannitas“ (S. 34) zwischen England und Sizilien gewesen. Denn gerade mittels der Siegel und Münzen wurde das Selbstverständnis des Herrschers öffentlich. Ansprüche wie ein Reich von Gottes Gnaden, die sich in der Anrufungsformel *gratia Dei* manifestierten, wurden in den Hofkanzleien formuliert. Ausgehend von den Darstellungen der Königsthronen Edwards und Harolds auf dem Teppich von Bayeux verweist Reilly auf zwei Siegel Edwards und Wilhelms aus der British Library (S. 71–73).<sup>8</sup> Ein solcher Vergleich ist methodisch sinnvoll und wäre durchaus erhellend, wenn die Autorin nicht nur die Ikonographie der Thronbilder im Auge gehabt hätte. Im Gegensatz zu Edward dem Bekenner, der auf seinem Siegel in der Rechten ein Lehnkreuz beziehungsweise eine Lehnsfahne hält, wird Wilhelm der Eroberer auf seinem Siegel mit der Insignie eines Zeremonialschwerts dargestellt. Das Banner ist die Insignie, die auf die Belehnung Edwards durch seinen obersten Lehnsherrn, den Papst, hinweist. Harold hingegen zeigt auf seinem Thronbild des Teppichs von Bayeux nur das Schwert vor, das er zusammen mit Krone und Sphaira während des Krönungszeremoniells durch den Erzbischof von York erhalten hat. Auch wäre interessant gewesen zu erfahren, ob die Umschrift der beiden Siegel mit den Arengen der Münzen und Urkunden übereinstimmen. Denn auf beiden Siegeln fehlt der wichtige Zusatz *gratia Dei*. Genau auf diese Formulierung aber weist die Autorin im Zusammenhang mit dem Krönungsordo des „Norman Anonymous“ hin, den sie als Beleg für das Gottesgnadentum Wilhelms des Eroberers zitiert: „Hence, the king, [...] whatsoever he does, he does not simply as a man, but as one who has become God and Christ by grace“ (S. 72). In den siculo-normannischen Dokumenten wird eben dieser Gnadenbegriff in Kombination mit dem Thronbild als zentrales Motiv der Gottähnlichkeit des letzten Normannenkönigs Wilhelm II. genutzt. Dessen Großvater Roger II., der von Reilly im vierten Kapitel zum Exempel des gottgesandten Herrschers erhoben wird (S. 137), war von diesem Selbstverständnis noch weit entfernt.

Es ist verwunderlich, dass Reilly trotz weitreichender jüngerer Forschungsarbeit die mittelalterliche Kunstgeschichte Siziliens ausschließlich mit dem ersten normannischen König Roger II. (gest. 1154) verbindet, obwohl die Geschichte normannischer Bauten in Sizilien mit dem Bau des Doms von Troina kurz nach 1060 begann und 120 Jahre später mit den Domen in Palermo und Monreale endete. Auch war Sizilien keineswegs „the latest of the regions to come under Norman control“ (S. 119). Als Wilhelm der Eroberer 1066 in England landete, hatten die Normannen im sizilischen Troina bereits ihre erste feste Residenz errichtet.

8

Leider gibt die Autorin weder die Provenienz noch die Datierung oder die Inventarnummern der Siegel an.

Reilly wählt drei Objekte aus dem Umkreis Rogers II. aus: die Cappella Palatina in Palermo (vor 1130), seine Grablege in Cefalù (1132) und den sogenannten Krönungsmantel Rogers II. (1133/1134). Anhand dieser drei disparaten Beispiele konstatiert die Autorin im Rückblick auf das späte 11. Jahrhundert eine Gemeinsamkeit der anglo-normannischen und der siculo-normannischen Kirchenpolitik. Mit Recht weist sie darauf hin, dass Rogers Vater nach der Eroberung Siziliens die Latinisierung der Klöster vorantrieb sowie die gewachsenen Strukturen der muslimischen Bevölkerung erhielt und nutzte (S. 127). Das gilt mit Einschränkungen auch für Roger II. Dennoch irrt Reilly in der Annahme, dass Roger II. ein „Kosmopolit“ gewesen sei, der die konfessionell und sprachlich verschiedenen Volksgruppen als gottgesandter Herrscher zu einer Einheit zusammenfügte. Im Gegenteil, das *Regnum Siciliae* drohte bereits sechs Jahre nach Rogers Tod auseinanderzubrechen. Ein Pogrom gegen die jüdische und muslimische Bevölkerung war der traurige Höhepunkt dieser Entwicklung, die im Übrigen die „visual language“ (S. 175) in Bauten wie der Cappella Palatina sichtbar verändert hat. Diese Bruchstellen werden von Reilly nicht ins Kalkül gezogen. Darüber hinaus vernachlässigt sie einen zentralen Aspekt: Roger ist nach seiner Krönung durch den Gegenpapst Anaklet II. am 25. Dezember 1130 von den nachfolgenden legitimen Päpsten nie als Vasall anerkannt worden.<sup>9</sup> Das ist historiografisch und urkundlich belegt. Der Lehnseid, den Roger Papst Innozenz II. 1139 unter Zwang abrang, hätte nach jedem Manns- und Herrenfall erneuert werden müssen. Stattdessen titulierte Innozenz und seine Nachfolger Roger zeitlebens als „tyrannus rex“.

Hier hätte ein Vergleich mit den Ereignissen um Wilhelm den Eroberer 70 Jahre zuvor eine fruchtbare Perspektive eröffnet. Es hätte spätestens an dieser Stelle die Frage gestellt werden müssen, ob es nicht das tief verwurzelte – und in der Normandie erfundene – Konzept von Feudalismus und Lehnswesen war, das die Eroberungspolitik der Normannen im Norden wie im Süden begünstigt oder erst ermöglicht hat. Den byzantinischen und arabischen Herrschern Süditaliens hingegen war dieses System fremd. Die staatsmännische Kunst der Normannen lag in der schrittweisen, gezielten Fundamentierung feudaler Strukturen. Es bleibt allerdings die Frage offen, auf welchen (Um-)Wegen und mit welchen Mitteln sie diese Klaviatur zu spielen erlernten. Relevant ist die Frage, welche Gruppen und sozialen Schichten der indigenen Bevölkerung leichter lenkbar waren. Wer lenkte? Nur der König oder auch seine Familiaren und Eunuchen am Hof, oder gar die Hofkanzlei? Reillys Postulat der *appropriation*, die sie nach Robert Nelson (S. 133) an den Artefakten Rogers II. festmacht, klammert die feudalistische Staatsräson aus. Dass konfessionelle Grenzen hierbei eine untergeordnete Rolle spielten (S. 144), gehört zu dem fragilen Gedankengebäude Reillys. Gewiss, die Werkstätten und Seidenwebereien

9

Dagegen Reilly, 129: „Roger had succeeded in his goal of receiving public papal acknowledgment of his royal title.“

des Normannenpalasts in Palermo waren mit Griechen, Muslimen, Juden und Christen besetzt. Wie aber ist zu begründen, dass nicht-konvertierten Muslimen der Zutritt zur Cappella Palatina verwehrt wurde?

Es ist bedauerlich, dass Reilly die Möglichkeiten, die ihre anregende und innovative Fragestellung bietet, nicht ausschöpft. Die Methode des „adaptive reuse“ (S. 117), in der die Autorin das Kernmotiv für die Herrschaftsbildung der Normannen erkennt, hat sie bei der Wahl ihrer Terminologie übernommen. Eine kritische Analyse der Bauwerke wäre mancherorts, vor allem im Kapitel zu Sizilien, notwendig gewesen. Dem Anspruch des Buchs, die drei Normannenreiche Frankreich, England und Sizilien als Kontinuum zu behandeln, widerspricht in der Bibliografie die getrennte und jeweils für sich alphabetisch gelistete Literatur, was das Auffinden der zitierten Titel erschwert. Zudem sind die Primärquellen mit Ausnahme von zwei Titeln nur in der englischen Übersetzung zu finden. Auffällig ist, dass aus der reichen jüngeren deutsch- und italienischsprachigen Sekundärliteratur über die Normannen Siziliens nur ein einziger Titel zitiert wird. Neuere Grundlagenforschung ist nicht berücksichtigt worden. Es bleibt zu hoffen, dass es der diesjährigen Normannen-Ausstellung in Mannheim gelingt, die Diskussion fortzuspinnen, die das Buch angestoßen hat.